



Ushio Sakusabe



Ein Fluss bekommt ein Auge

Schweben bedeutet so viel wie: in der Luft hängen. Und weil die Luft keine Haken hat, an denen etwas hängen könnte, ist in der Luft hängen immer auch ein Ausdruck für eine ganz und gar unmögliche, wenn nicht absurde Situation. Wessen Schicksal in der Luft hängt, der befindet sich im Zustand größtmöglicher Ungewissheit. - Es gibt hinreichend Gründe anzunehmen, dass sich die Kunst seit längerem schon in einem ganz ähnlichen Schwebезustand befindet. Irgendwie geht es weiter, keiner weiß aber genau wohin. In einer derart prekären Situation gewinnt alles, was schwebt, eine ganz besondere Ausdruckskraft. - Begriffe nicht weniger als Steine.

Die Art und Weise wie der Künstler Ushio Sakusabe die Steine für sein Neckarprojekt auswählte, sie in Augenschein nahm, hin und herwendete, um ihr „Gesicht“ zu studieren, erinnert an jene Achtsamkeit gegenüber den Dingen, wie sie in der japanischen Tradition alle vom Zen-Buddhismus beeinflussten Künste durchzieht. Da Steine in Japan nur selten als profane Baumaterialien eingesetzt wurden und die japanische Kultur von jeher auf dem Prinzip der adaptiven Verfeinerung beruht, hat sich der archaisch-mythische Bezug zu ihnen fast ungebrochen erhalten, mehr noch: zu einer Kunst entwickeln können, zu der es im Abendland kein Pendant gibt. Das Aufspüren, Auswählen, Sammeln, das Präsentieren und schließlich

das Betrachten unbearbeiteter Steine - sei es in den berühmten Zen-Gärten oder im privaten häuslichen Bereich – ist eine Kunst, in der es wesentlich darum geht, den Steinen in ihrem bloßen „So-sein“ gerecht zu werden. Nicht das handwerkliche Bearbeiten der Steine führt hier zum „Werk“, sondern die Frage der adäquaten Präsentation des Vorgefundenen. In dieser Abkehr vom Prinzip des Herstellens zugunsten der Kontemplation, in dieser Fokussierung auf das bereits Gemachte, das ready made, berührt sich die traditionelle japanische Kunst auf seltsame Weise mit den Paradoxien und auch den Aporien der westlichen Kunstmoderne.

Doch Steine dadurch zum Schweben zu bringen, dass man sie an Stahlseile hängt und zu einem hochsymmetrischen Gebilde konfiguriert, liegt so weit jenseits dieses traditionellen Referenzrahmens, dass es schwer fällt, diese Vorgehensweise überhaupt noch damit in Verbindung zu bringen. - Umso besser: denn nichts ist verführerischer und - mit Verlaub- unanständiger, als einen Künstler zum Vertreter oder Botschafter irgend eines exotischen Prinzips zu machen; - oder als Künstler gar selbst auf diesen Bonusfaktor zu spekulieren, wiewohl der Kunstbetrieb auf der Suche nach immer neuen Rohstoffquellen ein solches Entgegenkommen durchaus honoriert.

Ushio Sakusabes schwebende Steine scheinen von all dem nichts wissen zu wollen. Weder sollte hier am Neckar ein neues Kapitel der Land-Art aufgeschlagen noch den am Event orientierten Vorstellungen zeitgemäßen Städtemarketings Genüge getan werden. Hierfür ist die Installation einerseits zu unspektakulär, andererseits viel zu brav. Der Bogen, der von den elf Steinen aufgespannt wird, spekuliert auch nicht auf jenen gern behaupteten „Brückenschlag“, etwa zwischen östlicher und westlicher Kultur, zwischen oben und unten, zwischen Kunst und Nicht-Kunst – oder was man sonst so gerne von der Kunst versöhnt hätte.

Sakusabes Konstrukt bleibt eine Luftbrücke. Niemand weiß, ob sie am Ende etwas anderes transportiert als sich selbst; ob der immense technische Aufwand, der zu ihrer Realisierung notwendig war, nicht Teil einer narzisstischen Strategie ist, bei der die Lust an der Selbstbespiegelung allerdings zu einer öffentlichen Angelegenheit gemacht wird. Immer dann jedenfalls, wenn sich die elf Steine auf der glatten Oberfläche des Flusses spiegeln und mit ihren virtuellen Gegenstücken zu einem linsenförmigen Gebilde zusammenfließen, wird erfahrbar, dass der Fluss nun ein Auge bekommen hat – ein Auge, durch das der Fluss hindurchzieht, ohne es je zu berühren. Wer möchte das nicht eine Kunst nennen?

Harry Walter

